

**www.e-rara.ch**

**Lesebuch für das sechste Schuljahr der Volksschule des Kantons St.  
Gallen**

**Kanton Sankt Gallen**

**Laupen, 1924**

**Stiftung Pestalozzianum**

Shelf Mark: LA 1373 d

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90187>

Aus alter Zeit.

---

**www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



## An der Wiege des Rheinstromes. Ludwig Bechstein.

Heilige Wasser rinnen von Himmelsbergen. So rinnt auch der Rhein vom Gottesberge (St. Gotthard), aus dem Schoße der Alpen. Durch Hohenrätens Alpental schluchten stürzt er sich mit jugendlichem Ungestüm, frei und ungebunden, umwohnt von einem freien Bergvolke, das in Vorzeittagen hartlastende, schwerdrückende Fesseln brach.

Einst zwang ein Burgherr auf der Bärenburg die Bauern, mit den Schweinen aus einem Trog zu essen; ein anderer in Fardün trieb ihnen weidende Herden in die Saat; andere übten noch anderen Frevel. Da traten Hohenrätens Männer zusammen, Alte mit grauen Bärten, und hielten Rat im Nachtgrauen unter den grauen Alpen. Auf einer felsenumwallten Wiese ohnesfern Tavanasa will man noch Nägel in den Felsenritzen erblicken, an welche die Grauen, die Dorfältesten, ihre Brotsäcke hingen. Und dann tagten sie in Truns vor der St. Annakapelle unter freiem Himmel, nach der Väter Sitte, und beschwuren den Bund, der dem alten Lande den neuen Namen gab, den Namen Graubünden, und daß der Bund bestehen solle, solange Grund und Grat steht. Davon gehen im Bündnerlande noch alte Lieder.

## Der Besserstein.

Im Aargau, da wo Reuß und Limmat in die Aare und die Aare in den Rhein fließen, liegt der Geißberg; der trägt auf seinem Gipfel die Trümmer einer Ritterburg. Ein Herr von Billigen

baute die Burg auf das schönste und festeste und hatte seine Herzensfreude daran. Denn er gedachte in ihr glücklichen Alters froh zu werden und in Leutfeligkeit und Güte seinen Untersassen ein treuer Vater zu sein. Fertig stand der Bau, und feillich sollte er eingeweiht werden. Des Bauherrn Söhne und Befreundete rings im Gau waren versammelt, und die Becher kreisten.

Der Ritter von Billigen sprach zu den Söhnen: „Da schaut nun, wie gut sichs hier wohnen wird in der Pracht der Gegend, rund um uns her untre fleißigen Leute und Mannen; mitten im Kreis der Dörfer unser stattliches Burghaus, fest gegen den Feind, offen dem Freund, den Bedrängten ein Schutz, den Dürftigen eine Herberge. So wollt ichs haben.“

„Ja, Vater,“ sprachen die Söhne, „das ist traun eine wackre Trutzburg worden! Da mag sich das nichtsnutzige Volk auflehnen oder nicht; wir zwingen es von hier aus; wir werden ihm den Fuß auf den Nacken setzen. Von hier aus können wir Zölle legen auf die Flüsse und den Rheinstrom, auf Wege und Stege. Der ganze Gau muß uns tributpflichtig werden, damit unser Gut sich mehre und unser Name gefürchtet sei im Rhein- und Schweizerlande!“

Als der Herr von Billigen diese Rede seiner Söhne vernahm, war es ihm, als wolle sein Blut stocken und sein Herz brechen, und zürnend brach er aus: „Entartete Söhne! So ist euer Sinn? Wartet, den will ich euch bessern!“ Und er warf seinen vollen Kristall zur Erde, daß er in tausend Scherben zerklüftete, und sprach: „Wie dieser Becher zertrümmert liegt, so soll dieser stolze Bau, meine Lust und meine Freude, zertrümmert liegen!“

Und er berief seine Mannen, seine Untersassen, sein ganzes Volk, und hieß sie den neuen Bau abbrechen und verfluchte die Hand, die ihn wiederum zu bauen beginne. „Besser Stein, als eine Zwirgburg des Volkes und des Gaues, die Schimpf auf den edlen Namen derer von Billigen häuft!“ rief er. Und seitdem liegt auf dem Geißberg der öde Mauerrest und heißt allewege im Volk der Besserstein.

## König Bauer.

Ludwig Aurbacher.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß derjenige sein Nachfolger im Reiche sein sollte, der nach seinem erfolgten Hinscheiden am ersten zum Tore hereinkäme. Der Zufall traf, daß dies ein schlichter Landmann war, der seines Gewerbes wegen die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk und führte ihn im Jubel zum Palast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern angetan und mit dem Schwert umgürtet und mit Szepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Darauf geleitete man ihn, unter Trompeten- und Paukenschall, in einen reichverzierten, großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron und alle die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem Kostbarsten gedeckt war, was man nur finden konnte an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König und aß und trank wie ein König und schlief zuletzt in einem schönen großen Gemache wie ein König.

Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun auch amtieren wie ein König. Und es standen auch schon früh morgens, ehe er noch aufgemacht, des Reiches Beamte im Vorzimmer und ließen sich melden: es möge seine Majestät geruhen, ihre An- und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte denn der eine viele Mängel in der Verwaltung des Staates auf und legte weitläufige Pläne vor zu deren Verbesserung. Der andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen und zeigte die Nothwendigkeit, die Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Untertanen neue Lasten aufzulegen. Der Dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen von Untertanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt und in ihrem Fortkommen gehindert hielten. So kam einer nach dem andern, mit dem und jenem, und jeder

wollte von seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben. König Bauer tat sein möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war. Aber was er da alles hören und tun mußte, war ihm auf einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stübchen zurück, wo ihm niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gefottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihn zwar sehr glänzend deuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch zum schwarzen Brote, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau sein derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzigen und mächtigen Nachbar. Und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchschritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler Männer und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwortlichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher und konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern! —

Da war sein Entschluß gefaßt. Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor das Bett legen und zog sie sogleich an. Und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie und sprach: „Sei König, wer da will; ich einmal mag es nicht sein. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König sollte ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sei König, wer da will!“ Mit diesen Worten verließ er den Palaß und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. — Das ist in fernen Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

## Wie die Schildbürger um ihre Glocke kamen.

Gottfried Aug. Bürger.

Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden für ihre Habe und Güter besorgt, es möchten ihnen diese von den Feinden weggeführt werden. Besonders angst war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen lassen. So wurden sie denn nach langem Ratschlagen eins, sie bis zu Ende des Krieges in den See zu versenken und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen.

Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein, ob sie den Ort auch wieder finden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten. „Da laß dir keine grauen Haare darüber wachsen“, sagte der Schultheiß und schnitt mit dem Messer eine Kerbe in das Schiff an dem Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten. „Hier bei dem Schnitt“, sprach er, „wollen wir sie wieder erkennen.“ So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt.

Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerbschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder; aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten sie fortan ihrer guten Glocke.

## Zwei vom alten Schlag.

Friedrich Mylfeld.

Von zwei alten Schweizern wird erzählt, daß sie einen Streit um eine Wiese hatten. Jeder glaubte ein gutes Recht darauf zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte ihm: „Ich habe die Richter zusammenkommen lassen. Wir sind beide nicht gelehrt genug, unsere Sache ins Reine zu bringen. Komm morgen mit vor Gericht!“ Der andere antwortete: „Ich kann morgen nicht; ich habe mein Heu gemäht; es muß einge-

bracht werden.“ Nach einigem Besinnen fügte er hinzu: „Geh du doch allein, sage den Richtern deine und meine Gründe, und laß sie dann entscheiden!“ Der andere nahm es an, ging und führte beide Sachen in schlichter Wahrheit vor. Am Abend kam er wieder, trat bei dem Widersacher ein und verkündigte ihm: „Die Richter haben für dich entschieden. Gottlob, daß unser Habet aus ist!“

### Die sieben Züchten.

Ludwig Aurbacher.

In einer ehemaligen Reichsstadt war ein Gericht von sieben ehrlichen Bürgern gesetzt, die man die sieben Züchten nannte, in welchem allerhand geringe Schmach- und Zankhändel erörtert und geschlichtet wurden. Nun begab es sich einmal, daß zwei Bürger auf offener Gasse in Streit gerieten. Und als sie nach langem Gezänk voneinander gingen, sagte der eine zum andern: „Man kennt dich wohl, was du für ein Vogel bist.“ Der andere legte ihm diese Worte übel aus, rief ihn vor die sieben Züchten und klagte ihn deswegen an. Der Beklagte gab zur Antwort, er könne nicht in Abrede stellen, daß er diese Worte geredet, vermeine auch nicht, daß er übel geredet; denn sein Kläger heiße Fink. Nun wisse aber jedermann, was Fink für ein Vogel sei. Ungeachtet dieser Entschuldigung wurde er um einen Schilling gestraft. Er erledigte die Strafe willig, sagte aber nebenbei, ob er etwas fragen dürfe? Die Herren sagten: „Jawohl.“ Darauf sprach er: „Meine günstigen Herren, ich bitte euch um Verzeihung; da ihr euer sieben seid, so möcht ich wohl wissen, wie ihr diese sechs Kreuzer miteinander teilt?“ Die Herren hielten dies für ein Gespött und straften ihn abermals um einen Schilling. Nachdem er das Geld erlegt, ging er fort und schlug die Türe aus Unwillen etwas hart hinter sich zu. Die Richter ließen ihn wiederum holen und straften ihn wegen dieses Trozes abermal um einen Schilling. Er zahlte und ging seines Weges fort, tat auch die Türe gar sanft zu, öffnete sie aber bald wieder und sagte: „Ihr Herren, ist es so recht?“ Die Richter hielten das für einen spitzigen Stich und straften ihn deshalb wieder um einen Schilling, worauf er denn

fein still hinausging. Als er draußen war, sagte er: „Ich glaube, wenn unser Herrgott vor die sieben Büchten käme, er würde von ihnen gestraft.“ Dies hörte ungefähr ein Stadtknecht und zeigte es seinen Herren an. Die ließen jenen wieder zurückrufen, gaben ihm einen scharfen Verweis und strafte ihn abermals um einen Schilling. Hierauf ist er gar bescheiden hinweggegangen.

### Schwizer.

Meinrad Lienert.

Sind miär nu urchi Schwizerlüt,  
eifach i Wort und Ruft?  
Hend miär im Härz nu Dörffi\* hüt,  
hert Chnöde i dr Fußt?  
Fry mäenge hed äs fröndlachs Tuo  
i Sprach und Chleiderlappe.  
Glych, s lyd am Fuoß und nid am Schuoh,  
am Chopf, nid a dr Chappe.

Sind miär nu alti Schwizerart?  
Bil Frönds chund üs dur dTür.  
Glych, simmers nümme all am Bart,  
se simmer s innevür.  
Im Schwizerländli wachst ruchs Holz;  
mi darfs äs bißli bschnyde.  
Was schadt das üfem Schwyzerstolz?  
Das Holz, das magß verlyde.

Hend miär nu Fräid am Schwizerbund?  
Haarus, mer wend em bstah!  
Fry simmer, dilequot und gsund,  
und zäme wemmer ha!  
Und was s au um is ume gid,  
mer land is nid verwybe.  
Sind miär nu Schwizer alder\*\* nid?  
Mer finds; se wemmers blybe.

\* Mut.

\*\* oder.

## Das mutige Thurgauer Mägdelein. Meinrad Lienert.

Als der Kaiser Maximilian mit seinem stolzen Heere zu Konstanz am schönen schwäbischen Meere lag, erließen die Eidgenossen ein Schreiben an ihn, worin sie unter anderm sagten: Gezwungen haben wir zu den Waffen gegriffen und wollen sie gerne niederlegen, sobald Euer Majestät lieber ihrer angeborenen Güte und Sanftmut als unsern Verleumdern Gehör gibt. Wird uns aber kein Recht gehalten, so waschen wir vor Gott und den Menschen die Hände rein vom vergossenen Blute des Krieges. Wir vertrauen auf Gottes Hilfe und ziehen einen ehrenvollen Tod einem schimpflichen Frieden oder schwächlicher Knechtschaft vor.

Diesen Brief brachte ein Mädchen aus dem obstreichen Thurgau dem Kaiser nach Konstanz in die Stadt; denn so sehr haßte man sich, daß man sich gegenseitig keine Männer mehr als Boten zu schicken getraute.

Im Hofe wartete das Mägdelein auf Antwort und sah mit verwunderten Augen auf das bunte Treiben des kaiserlichen Lagers.

Da fragte es ein Kriegsmann von der Leibwache des Kaisers barsch: „Was machen die Eidgenossen im Lager?“ Das Mägdelein antwortete: „Seht ihr denn nicht, daß sie auf euern Angriff warten?“ Und wie jener weiter fragte, wie viele Leute sie hätten, gab es kurz zurück: „Genug, um eure Angriffe abzutreiben.“

Nun wurden die Kriegsleute von der Leibwache ernstlich aufgebracht und forderten ungestüm, von dem Mägdelein die Zahl der Eidgenossen zu erfahren. Doch ruhig sagte es: „Wenns mir recht ist, so hättet ihr sie lezthin im Treffen vor dieser Stadt zählen können, hätte euch die Flucht nicht blind gemacht.“ „Haben sie denn zu essen?“ fragte nun einer. „Ei,“ antwortete das Mägdelein, „wie wollten sie denn leben, wenn sie nicht zu essen und zu trinken hätten?“

Jetzt fingen die Umstehenden zu lachen an. Einer aber war, der wollte das kecke Jüngferlein erschrecken. Er drohte ihm und sagte, das Schwert ziehend: „So, du Fraß, jetzt will ich dir den Kopf abschlagen!“

Doch das Thurgauer Kind erschraf nicht. Es blickte ihn herzhaft an und sagte: „Wahrhaftig, du bist ein rechter Held, daß du ein Mägdlein umbringen willst. Wenn du so großes Verlangen hast zu kämpfen, warum stürmst du denn nicht ins feindliche Lager? Dort wirst du gewiß einen finden, der deinem Troß zu stehen vermag. Aber es ist leichter, ein wehrlos unschuldig Mägdlein anzufahren, als dem bewaffneten Feind zu begegnen, der nicht mit Worten, wohl aber mit dem Schwerte seine Sache zu führen versteht.“

Das aufrechte Thurgauer Mägdlein kam denn auch mit der Antwort des Kaisers wieder unbehelligt ins Lager der Eidgenossen zurück. Der Feldherr Pirheimer, der dieses Gespräch aufgeschrieben hat, hörte es im kaiserlichen Hoflager zu Konstanz selber an. Er bewunderte den Verstand und den Freimut des Mägdleins.

### Schlachtgebet der alten Eidgenossen. Aus einer alten Chronik.

O Herr, mich nit mit Diner Gnad!  
 Behüet die Eidgenößschaft vor Schad;  
 strit für sie kunstig wie bis har,  
 trüw Eidgenossen wohl bewar.  
 Verlich inen rechte Einigkeit;  
 laß inen beschehen ganz kein leid,  
 und tue sie dergstalt gwennen,  
 daß, so man sie begert zu trennen,  
 sie all fest zesamen halten,  
 wie vor Ziten ir biderben Alten.  
 Ein Herz und Sinn wellist Du daneben  
 Alt guot Eidgenossen iemer geben.

### Die Murtener Linde.

J. J. Reithard.

Zu Freiburg, auf dem Rathhausplatz, steht eine Linde; leis rauscht ihr grüner Blätterschatz im kühlen Winde. Die Linde, die da rauscht so leis, war einst ein fast verwelktes Reis.

Von eines Kriegers Eisenhut nickt es verloren; und der es

trug, er schlug sich gut vor Murtens Toren. Als der gewaltige Sieg geglückt, hat er damit den Helm geschmückt.

Und Freiburgs Fenner sprach dies Wort: „Lauf heim, und sage, daß wir gesiegt, den Unfern dort noch heut am Tage! Je bald' du die Stadt erreichst, je rascher dort die Angst entweicht!“

Und folgsam macht der Bote gleich sich auf die Beine. Die andern sammeln Schätze reich — er wünscht sich keine. Der größte Schatz, den er gewann, ist, daß er Sieg verkünden kann.

Er läuft in Eil, er rennt in Hast, der biedre Knabe; gönnt keine Ruh sich, keine Raft und keine Labe. Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht; fast bricht sein Herz — er achtets nicht.

Und atemlos, mit letzter Kraft hat ers errungen, ist durch den Kreis der Bürgerschaft hindurchgedrungen auf selben Platz, wo rauschend heut die alte Linde Schatten streut.

Dort steckt er ein den Speer mit Macht, sich dran zu ranken. Sein Busen fliegt; sein Auge lacht — man sieht ihn wanken. Doch faßt er sich und donnert: „Sieg!“ Dann sank er zuckend hin und schwieg.

Gebrochen war in stolzer Lust sein treues Herz. Der Bürger angstentladne Brust erlag dem Schmerze; das Siegesfest zu Freiburg ward zu einer stillen Lorenfahrt.



Man nahm das welke Lindenschöß vom Hut des Knaben und hat, wo er sein Auge schloß, es eingegraben. Draus ward die Linde, die noch heut auf selbem Platze Schatten streut.

## Abschied.

A. Frey.

„Eine Trommel hör ich schlagen,  
wohl schlagen durch das Land.  
Herab, du alt Gewaffen,  
herab von deiner Wand!“

„Laß schlagen, Kind, laß schlagen  
und bleib bei mir zu Haus!  
Mancher Jungfnab zog zu Kriege  
und kam nicht mehr heraus.“

„Die Trommel und ihr Schlagen  
hör ich bei Tag und Nacht,  
hat mich um alle Freude,  
um alle Ruh gebracht.“

„Dein Vater starb im Kampfe,  
und du, mein einzger Sohn,  
wirfst auch im Streit verderben;  
das weiß ich Armste schon.“

„Mein Leben und mein Sterben.  
ist all auf Gott gestellt;  
mir wird kein schöner Ende,  
denn vor dem Feind im Feld!“

## Schweizer.

Jakob Boffhart.

Der Vater war im Schwabekrieg gefallen. Seine Witfrau, die Hugin, zog ihre beiden Buben Jörg und Erni groß und ward darob alt und breasthaft. Statt daß der baumstarke Jörg der Mutter verschuldet Gütlein übernommen hätte, zog er in die Lombardei hinab, dem Herzog von Mailand zu helfen. Und als er einmal heimkehrte, da ließ er seine paar Silberstücke klingeln, musterte jeden andern Tag sein Gewaffen und erzog sich den Bruder nach seinem Geschmack. Mit aufrührerischen Bernern und Solothurnern fuhr Jörg bald nach Frankreich hinein und ließ lange nichts mehr von sich hören. Da hielt's auch Erni nicht mehr aus daheim. Nach dem ersten Schlachttag vor Marignano stießen die beiden Brüder nachts unvermutet zusammen. Jörg stand auf Seite des Königs von Frankreich; Erni war bei den Schweizern, die den Mailändern halfen. Und weil keiner eibbrüchig werden wollte, standen sich die beiden Brüder als Feinde gegenüber.

. . . So plauderten die beiden Brüder leise weiter und vergaßen sich halb, bis der Himmel sich im Osten zu färben begann. Dann nahmen sie Abschied voneinander, hastig und fast rauh; denn

es ging ihnen scharf an die Seele. Jörg sagte: „Wers übersteht, soll die Mutter vom andern grüßen und ihr helfen in ihren alten Tagen. Ist's abgemacht? Und geht es heute los, so drängt sich jeder nach rechts, damit wir auseinander kommen. Verstehst du? Jeder auf seiner Seite nach rechts! Und sag niemand, daß ich gegen euch gestanden.“

Sie drückten sich die Hand, erhoben sich und gingen aufrecht auseinander, ungeachtet der Gefahr, die sie umlauerete.

Bald nachher ertönte ein Horn und dann noch eins; man unterschied deutlich den Stier von Uri, der an diesem Tag zum letztenmal brüllen sollte. Trompeten antworteten und durchschnitten die Luft; dumpfe Rufe erhoben sich wie aus der Erde empor. Pferde wieherten wild über das Feld; Waffen klirrten, und der erste Büchschuß rollte wie ein Beckruf schwer über die Leiber der Toten und der Lebendigen. Ehe der Tag recht erwachte, ramten die beiden Heere wieder gegeneinander. Es hatte so mancher Stoß und Hieb, den die Nacht vereitelt, auf den anbrechenden Tag geharrt.

Erni tönte die Mahnung des Bruders in den Ohren, und er sagte in einem fort vor sich hin: „Dräng dich nach rechts, so triffst du ihn nicht; es wär entsetzlich!“

Bald kam er ins Gedränge. Er schlug nach rechts; er wehrte sich nach links, stürmte vor und wich zurück, wie der Wechsel des Kampfes es mit sich brachte. Endlich wurde er von einem Haufen ungestümer Kameraden erfaßt und mitgerissen; er wußte nicht mehr, ob nach rechts oder nach links; er hatte keinen eigenen Willen mehr, er hatte nur die Richtung des Knäuels, in dem er sich befand. Er schrie, wie die andern schrien, und alles schwamm ihm rot vor den Augen. Er merkte nicht einmal, wie sicher er im Taumel des Kampfes traf. Da tauchte hinter einem Gefallenen eine mächtige Gestalt auf in schwarzer Rüstung, sah ihm in die Augen und hatte den Spieß auf ihn gerichtet, zuckte aber zurück, als wollte sie sich zur Flucht wenden.

Gewiß, Erni mußte den andern kennen; das Gesicht hatte er irgendwo schon gesehen, aber es blieb ihm keine Zeit zur Besin-

nung. Er war wie geladen; die Kameraden an seiner Seite drängten und schrien und stießen vor, er schrie und stieß wie sie. Er mußte sich seiner Haut wehren. Er lenkte den Speer, der ihm zaghaft entgegenstarrte, mit der Hellebarde ab und stieß dem untätigen Feind die Spitze in die Brust. Das war alles das Werk eines Augenblicks.

Erst nach dem Stoß war der Gedanke in ihm klar geworden: „Uns Himmels willen, das ist ja der Jörg, dein Bruder. Der Bart ist schuld! Du lieber Gott!“

Nun war er wie gelähmt. Er wollte neben ihm niederstürzen, ihn beim Namen rufen, ihn um Verzeihung flehen, ihn retten; er wollte, aber er vermochte es nicht. Er starrte nach dem Blut, das Jörg wie ein Brunnen aus dem Herzen sprang. Er starrte nach den großen Augen, die schmerzlich auf ihn gerichtet waren, nach dem Mund, der etwas ausstieß, eine Verwünschung, ein Wort der Verzeihung, ein Lebewohl — er wußte es nicht.

Wie Erni so stierte und nach einem Wort suchte und es nicht fand, fuhr es ihm wie Feuer durch den Hals. Er wollte schreien; aber der Schrei erstarb ihm in der Kehle, und todwund stürzte er neben den Bruder hin; ein feindlicher Spieß hatte ihm den Hals durchbohrt.

Über die beiden sterbenden Brüder tobte der Kampf hinweg und wogte zurück. Ihr Blut aber floß in zwei dunkeln, gewundenen Bächen ineinander, als spürte es die Zusammengehörigkeit. So lag es lange auf dem harten, trockenen Grund. Die Erde schien es nur mit Scheu und Schauder zu verschlucken.

## Der schwarze Tod.

Hermann Lingg.

Erzittre Welt, ich bin die Pest!  
 Ich komm in alle Lande  
 und richte mir ein großes Fest.  
 Mein Blick ist Fieber, feuerfest  
 und schwarz ist mein Gewande.

Talein und =aus, bergauf und =ab,  
 ich mäh zur öden Heide  
 die Welt mit meinem Wanderstab,  
 ich setz vor jedes Haus ein Grab  
 und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod;  
 ich bin das große Sterben.  
 Es geht vor mir die Wassersnot;  
 ich bringe mit das teure Brot;  
 den Krieg hab ich zum Erben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,  
 mein tausend Roß geht weiter.  
 Ich bin der schnelle schwarze Tod;  
 ich überhol das schnelle Boot  
 und auch den schnellsten Reiter.



### Im Siedenhaus.

J. Jegerlehner.

Wer weiß heute noch etwas vom Ausfuß und von der Pest!  
 Im Morgenland und in Amerika, da wohl, da gibt es noch  
 ungezählte Scharen dieser Armsten, die daran leiden und zugrunde  
 gehen. Bei uns aber müssen wir schon tief in die „gute alte Zeit“  
 hinabsteigen, um diesen Geißeln der Menschheit zu begegnen.

Schau, zieht da nicht grad ein Trüpplein von Aussätzigen mit der Klapper in der Hand durch die Straßen der Stadt! In einem großen Bogen fliehen die Gesunden die rasselnnden Klappern, die warnen: weiche aus, und bitten: erlöse uns von Hunger und bitterer Not. Aus langen, groben Mänteln strecken die Siechen die mageren Arme flehend an die Fenster hinauf und betteln um Almosen. Wo sich ein Kopf über die Brüstung neigt, springen sie alle an einen Haufen, heben den Filz hoch und zanken um das Stücklein Brot oder die Geldmünze, die ihnen zugeworfen wird. Weiter geht es, die Klappern rasseln. Mit Zeichen des Abscheus und des Ekels weichen die Vorübergehenden aus, da die bloße Berührung mit einem dieser Erbarmungswürdigen zur Ansteckung führen kann.

An keinem öffentlichen Brunnen durften sie sich setzen, in keinen Hausgang eintreten, keine Wirtschaft besuchen. Sie waren die Verstoßenen der Menschheit, mehr als Diebe und Mörder geächtet.

Nirgends öffnete sich ihnen ein gastliches Thor, wo sie das Haupt zur Ruhe legen konnten. Heimlich mußten sie sich in Heuschaber und Schweineställe schleichen oder auf die bloße Erde legen und über Tag weiterschleppen, stets in Gefahr, von den Hunden angefallen und zerrissen zu werden. Da trat der Tod nicht als Bürger, sondern als willkommener Gast heran, der von einem Leben erlöste, das nur Qual, Leid und Ekel vor dem eigenen Leibe war.

Glücklich, wer in einem Siechenhaus Unterkunft fand. Für die Städte wurden die Absonderungshäuser nach und nach ein Bedürfnis. Draußen an der Landstraße erstanden sie. Eine Mauer umschloß das Gebäude, den Friedhof und die Kapelle, wo die armen Verstoßenen zu dem beten konnten, bei dem allein ihre Worte nicht Widerwillen hervorriefen. Solche Häuser gab es in der Schweiz bald gegen zweihundert.

Sablose wurden darin ohne Entgelt aufgenommen. Vermittelte mußten ein Pfundgeld bezahlen. Die Reichen konnten

sich eine eigene Kammer mit Küche und einem Krautgärtlein halten und sogar einen Stall für das Reitpferd; denn die Krankheit packte die Vornehmen so fest wie die Armen.

In der großen Stube hielten sie gemeinsame Mahlzeit, aber an zwei Tischen von einander getrennt. Auf die Tafel der Reichen kamen täglich Fleisch und Wein; für die andern gabs nur Mus und Brot. Ein Hausmeister sorgte dafür, daß die Insassen die Gebote der Hausordnung nicht überschritten; denn es gingen unter den Siechen auch mancherlei schlimme Gesellen um. Mittellose, welche die Ärzte als aussätzig befanden, durften sich so lange in einem Korb oder in einer Wanne vor die Kirchenpforte setzen, bis sie die Summe für einen Platz im Siechenhaus erbettelt hatten. Zuerst wurden nur Bürger und Angehörige der Stadt darin aufgenommen, später auch Bewohner der Landschaft. Einem fremden Siechen gewährte man gnädig ein Nachtlager. In der Morgenfrühe aber hieß es: „Fort mit dir auf die Landstraße!“

Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als man der Körperpflege und einer reinlichen Lebensweise mehr Aufmerksamkeit schenkte, gelang es den Ärzten, die Krankheit zu meistern. Die Siechenhäuser wurden allmählich in Anstalten für Taubstumme und Blödsinnige umgewandelt. Heute sind die meisten dieser Häuser vom Erdboden verschwunden. Nur wenige stehen noch einsam und verödet an der Landstraße als stumme Zeugen einer fernen Vergangenheit. Noch heutigentags aber nimmt etwa einer den Schimpfnamen „Siech, du lahmer Siech“ auf die Zunge, ohne die böse Bedeutung dieser Worte zu bedenken.

### Hilf uns, o Herr!

Altes Volkslied.

Tröst die Bedrängten  
und hilf den Kranken!  
Hilf uns, o Herr!  
Bresten und Schaden  
uns überladen.

Ach tu das Beste!  
Halt ab die Peste!  
Hilf uns, o Herr!  
Fieber und Plagen  
sich zu uns schlagen.

Zu uns mit Haufen  
 viel Seuchen laufen.  
 Hilf uns, o Herr!  
 Allerlei Wunden  
 werden gefunden.

Wann wir uns legen,  
 tu unser pflegen.  
 Hilf uns, o Herr!  
 Unsere Schmerzen  
 nehme zu Herzen.

Sin zum Verderben  
 laß niemand sterben!  
 Hilf uns, o Herr!  
 Sühnen und büßen  
 all zuvor müssen!

### Rat zum Frieden.

Johannes Pauli.

Aus: „Schimpf u. Ernst“.

Man zog einmal aus in einen Krieg mit großer Rüstung. Da stand ein Narr da und fragte, was es gebe. Man sprach: „Es geht in den Krieg.“ Der Narr fragte weiter: „Was tut man in dem Krieg?“ Man antwortete: „Man verbrennt Dörfer und erobert Städte, verderbt Wein und Korn und schlägt einander tot.“ — „Warum geschieht das?“ — „Daß man Frieden mache“ Da sagt der Narr: „Wenn es nach mir ginge, so wollte ich vor dem Kriege Frieden machen und nicht nachher, wenn der Schaden geschehen ist.“

